



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Geschichte und Kultur

#### Geschichtsphilosophische Betrachtungen.

Die Geschichtsauffassung aller Zeiten steht in Zusammenhang mit der jeweiligen Weltanschauung. Die Fragen, die die Zeitgenossen am heftigsten bewegten, galten auch den Historikern als die wichtigsten.

So war es mit der dualistisch-theokratischen Geschichtsanschauung des Mittelalters, die letzten Endes auf Augustins „de civitate dei“ zurückgehend, das ganze historische Geschehen als den Kampf der „zwei Reiche“ auffaßt; die auch heute noch wirksam ist, wo mittelalterliche Gedanken die herrschenden sind; ebenso zur Zeit der politisch-juristischen Geschichtsschreibung, als der Staatsgedanke im Mittelpunkt der historischen Betrachtung stand, ebenso bei der dem Materialismus nachstehenden positivistischen Geschichtsauffassung, die zuerst von dem Franzosen Auguste Comte entwickelt wurde und außerordentlich anregend gewirkt hat. In Deutschland hat vor allem Karl Lamprecht ein System aufgestellt, das durchaus auf positivistischer Grundlage die Entwicklung des Menschen zur Freiheit als Inhalt des historischen Geschehens auffaßt und, trotz der systematischen Versuche im allgemeinen ablehnenden Haltung der deutschen Fachhistoriker, in weitesten Kreisen Beachtung gefunden hat.

Man hatte den historischen Stoff schon längst in Perioden eingeteilt, weniger um daraus tiefgehende Schlüsse zu ziehen, sondern mehr als Hilfsmittel, um gewisse Zeiträume kurz anzudeuten, wie das bei den allgemein verbreiteten Bezeichnungen Altertum, Mittelalter und Neuzeit geschieht. Lamprecht hat auf Grund seiner Anschauung von der Entwicklung von seelischer Gebundenheit zu seelischer Freiheit seine „Kulturzeitalter“ geschaffen, deren Eigenheit sich in allen Lebensbetätig-

ungen, der Wirtschaft sowohl, wie auch in den höchsten geistigen Gütern, in Dichtung, Musik und bildender Kunst, ausdrückt. Diese Gruppierung des historischen Stoffes hat zum Teil lebhaften Beifall, zum Teil heftigen Widerspruch gefunden. Eine außerordentlich sachliche, leicht verständliche Auseinandersetzung mit dem Lamprechtschen System bringt die in dritter Auflage vorliegende Lindnersche „Geschichtsphilosophie“ (Stuttgart und Berlin, 1912. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Preis M. 4,50, geb. M. 6,—.) — Mein äußerlich läßt sich schon gegen die Kulturzeitalter einwenden, daß sie immer rascher wechseln, je mehr wir uns der Jetztzeit nähern, so daß sie bei der jetzigen schnellen Kulturentwicklung sich immer noch rascher erneuern müßten. Ferner läßt sich Lamprechts Behauptung, daß alle Völker der Welt die gleiche Aufeinanderfolge von Kulturstufen hätten, bei unserer immerhin beschränkten Kenntnis außereuropäischer Entwicklungen noch gar nicht beweisen, doch vermag Lindner auch hier Gegenbeispiele aufzustellen, wenn er z. B. an die Erstarrung des Islams nach den ersten, freieren Jahrhunderten des Kalifats und an analoge Vorgänge in China erinnert.

Der Zentralpunkt des Lamprechtschen Systems aber ist, daß auf das gebundene Seelenleben des Mittelalters ein freieres in der Neuzeit gefolgt sei. Diese Annahme geht auf Jakob Burckhardts „Kultur der Renaissance in Italien“ zurück; die Renaissance soll zuerst den Menschen, die Persönlichkeit entdeckt haben und sich so grundsätzlich von der Kultur des Mittelalters unterscheiden. Gegen den scharfen Einschnitt, den nach Burckhardt das sechzehnte Jahrhundert in der Entwicklung menschlichen Seelenlebens gemacht haben soll, erhob sich bald Widerspruch, zuerst vielleicht in Rhodes „Franz

von Affisi und die Anfänge der Kunst in Italien" (1885); man entdeckte in dem angeblich so gleichförmigen, so „gebundenen“ Mittelalter Persönlichkeiten von höchster Individualität und geistiger Selbständigkeit; ja man hat mehrere „Vorrenaissancen“ mit all ihren Begleitererscheinungen, von der karolingischen an, im Mittelalter festgestellt, anderseits zeigt Lindner, daß erst die auf die Renaissance folgende Periode der Staatsallgewalt eine dem Mittelalter unbekannte Gebundenheit des Individuums an den absoluten Staat mit sich gebracht habe. So scheint der Individualismus überhaupt nicht, wie Lamprecht will, eine Entwicklungsstufe zu sein, sondern eine allgemein menschliche Eigenschaft: der Selbsterhaltungstrieb des einzelnen gegenüber der Gesamtheit; hier beginnt nun Lindner eigene, positive Gedanken über die geschichtliche Entwicklung an Stelle der widerlegten Lamprechtschen mitzuteilen, die empirisch aus der Arbeit an seiner „Weltgeschichte“ erwachsen, allgemeine Geltung beanspruchen dürfen und in ihrer schlichten und klaren Form auch dem Laien die Probleme des geschichtlichen Werdens verständlich machen.

Zwei große Gewalten sind es, deren gemeinsames Wirken die menschliche Geschichte beherrscht: das „Prinzip der Beharrung“ und das „Prinzip der Veränderung“; treten in einer unter normalen Bedingungen sich entwickelnden menschlichen Gemeinschaft ein Bedürfnis psychischer oder physischer Natur auf, so wird dieses, sobald es ins Bewußtsein tritt, zur Idee. Die Idee muß nun ihre Lebenskraft im Kampf mit der Beharrung, den bestehenden Zuständen, beweisen, sie muß sich den Verhältnissen anpassen, um endlich ihr Ziel zu erreichen; ist dies aber erfüllt, so regen sich neue Kräfte, neue Bedürfnisse, die als Ideen von einer neuen Zeit aufgenommen werden und an die Stelle der früheren treten. Aber um wirklich Idee zu werden, muß der Gedanke ins Bewußtsein der „Masse“ übergehen, die in Ruhe die Trägerin der Beharrung, der langsamen, geschichtlichen Entwicklung ist, wenn sie aber aus dieser ruhigen Existenz sich erhebt, den von außen kommenden Anstoß mit immer wachsender Gewalt fortzupflanzen vermag.

Wie verhält sich aber der einzelne zu dem geschichtlichen Wirken der Massen, da doch die „heroische“, auch heut noch weit verbreitete Auffassung, nur dem großen Individuum einen Einfluß auf die Geschichte zugestehet? Sind durch die Anerkennung der kollektivistischen Geschichtsanschauung die Leistungen der „großen Männer“ so im Wert gesunken, daß die Entwicklung sich auch ohne sie vollenden würde, daß sie für den Geschichtsverlauf entbehrlich wären? Erst durch die individuelle Prägung, die eine große historische Persönlichkeit der „Idee“ ihrer Zeit gibt, kann sie Verwirklichung finden, und erst durch die Übertragung in die Wirklichkeit wird die Idee ihre Lebenskraft beweisen, und diese Übertragung in die Wirklichkeit ist letzten Endes immer eine individuelle Handlung. Hingegen ist aber die Masse nicht allein als Trägerin der Idee historisch wirksam; sie bietet dem Individuum nicht bloß die Aufgaben und den Stoff zur Ausführung seiner Taten, sie wirkt auch durch tausend Einflüsse der Umwelt, des „Milieus“ auf jenes ein, und in diesem Sinne mag auch der Satz, daß jede Zeit ihren Mann hervorbringe, seine Richtigkeit haben. Durch eine Synthese aus der kollektivistischen und heroistischen Geschichtsauffassung vermag der moderne Historiker erst den Anteil beider Elemente an der Entwicklung gerecht abzuschätzen.

Die Geschichte hat es aber nicht mit der Masse als solcher zu tun, sondern mit ihrer Ausprägung als Volk oder Nation. Bei der großen Wertschätzung, die heutzutage der Begriff „Nation“ trotz seiner Unbestimmtheit hat, tut man gut daran mit Lindner anzuerkennen, daß sowohl die heutigen Nationen wie auch die „nationale Idee“ historisch geworden und dem allgemeinen Entwicklungsgesetz unterworfen sind, daß die großen Kulturzusammenhänge über sie hinausgehen. Weit größere Bedeutung haben für den ganzen Verlauf der Geschichte nach Lindner die drei großen Massen oder Völkergruppen gehabt, wegen ihres verschiedenen Verhältnisses zu den großen geschichtsbildenden Gewalten: die Mongolen sind Massenmenschen mit geringem Anpassungsvermögen, Verehrung für den Staatsverband religiöser Gleichgültigkeit und starker Beharrung; die Semiten sind in-

dividualistischer, weniger zur Beharrung veranlagt, mit starkem Anpassungsvermögen; nur gezwungen beugen sie sich unter die staatliche Organisation, ihre Religiosität ist vor allem logisch; die dritte Gruppe, die Indogermanen (oder besser Indoeuropäer) sind rein individualistisch, daher zur Volksfreiheit geneigt und religiös gefühlsmäßig empfindend, mit starkem Anpassungsvermögen. Im Laufe der Geschichte hat sich die Begegnung der Indoeuropäer als die glücklichste, erfolgreichste erwiesen, während die chinesisch-mongolische und die semitisch-arabische Kultur da stehen geblieben sind, wo bei den Indogermanen die großartige, nach-mittelalterliche Entwicklung einsetzt.

Die große Frage der gesetzmäßigen Entwicklung der Geschichte, die vor jedem Historiker oder Laien, aufsteigt, wenn er seinen Blick auf den ganzen Geschichtsverlauf richtet, hat Ranke dahin beantwortet, „daß die großen geistigen Tendenzen, welche die Menschheit beherrschen, sich bald auseinander erheben, bald aneinanderreihen. In diesen Tendenzen ist aber immer eine bestimmte partikuläre Richtung, welche vorwiegt und bewirkt, daß die übrigen zurücktreten. . . . Wollte man aber im Widerspruch mit der hier geäußerten Ansicht annehmen, dieser Fortschritt bestehe darin, daß in jeder Epoche das Leben der Menschheit sich höher potenziert, daß also jede Generation die vorhergehende vollkommen übertreffe, mithin die letzte allemal die bevorzugte, die vorhergehenden aber nur die Träger der nachfolgenden wären, so würde das eine Ungerechtigkeit der Gottheit sein.“

Übersetzen wir diese Worte aus der Terminologie Rankes, so kommen wir zu dem Grundgedanken der Lindnerschen Geschichtsauffassung, daß das Zusammenwirken der „Faktoren der Geschichte“, der „Lebensbetätigungen“ — staatliches Leben, Religion, Sitte, Recht, Sprache, Kunst und Wissenschaft — Kultur sei, der Ausgleichungsprozeß dieser Lebensformen die Geschichte.

Alle Geschichtsauffassungen früherer Zeiten, die eine Gesetzmäßigkeit annehmen, sind wie die heutigen Versuche zeitlich bedingt, ein treffliches Mittel um in die Seele einer Epoche einzudringen, aber selber nur ein Stück Geschichte.

— Unsere Erfahrung ist zu gering, die geschichtliche Entwicklung, die wir überschauen, zu kurz, um Gesetze aufstellen zu können, die dann auch für die Zukunft gelten müßten. In einzelnen Perioden eine gewisse Regelmäßigkeit festzustellen, dürfte eher gelingen, aber die für gewisse Lebensbetätigungen geltenden Einteilungen Lindners sind keine Dogmen, sondern nur regelmäßige Entwicklungsformen, die bei dem sich stetig ändernden Gesamtzustand nie den genau gleichen Verlauf haben.

Lindners Betrachtungsweise ist eine Synthese aus der rein psychischen, auf der Freiheit des menschlichen Willens beruhenden, und der physisch-materialistischen, aus der geisteswissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Anschauung, und da sie durchweg auf empirischem Wege entstanden ist, vermag sie uns ein Führer durch die ungeheure Vielheit und Vielseitigkeit der Menschheitsgeschichte zu werden.

Dr. D. Meyer in Berlin

**Die Welt als Asien und Europa.** Der unter dieser Überschrift von Moritz Goldstein im vorjährigen 32. Heft der Grenzboten veröffentlichte Essay hat mich zu so lebhaftem Beifall hingerissen, daß ich mich gedrängt fühle, einige Glossen beizufügen. Wenn er für die heute herrschende Klasse die Bezeichnungen Indogermanen, Arier, Germanen ablehnt und sie Europäer nennt, so stimme ich ihm bei, nur lasse ich das Europäertum nicht erst mit der heutigen europäisch-amerikanischen Kulturgemeinschaft beginnen; es tritt ja in dem Konflikt der Hellenen mit den Persern schon deutlich hervor, obwohl die altgriechische Kultur unseren Erdteil nicht füllte, sondern nur seine südliche Küste, samt der Westasiens und einen Teil der nordafrikanischen umsäumte. Ja schon aus Homer leuchtet uns der Europäergeist mit deutlichen arischen oder germanischen Charakterzügen entgegen. So ist z. B. *ἀνὴρ ἀριστεῖν, καὶ ὀπειροχὸν ἔμμενα ἄλλων* das Wesentliche des Agonistitons, eines der Elemente europäischer Überlegenheit, und für dieses Wesentliche macht es keinen Unterschied aus, ob sich der Wettkämpfer seiner starken geschmeidigen Beine oder eines Fahrrads oder eines Flugzeugs bedient. Die von der modernen Technik erfundenen Werkzeuge, die das menschliche Leben von Grund aus umgestaltet

zu haben scheinen, haben in Wirklichkeit nur das Kostüm geändert; der Mensch, auch der Massenmensch, ist in allem Wesentlichen derselbe geblieben. Ein weiteres Element europäischer Überlegenheit ist das Familienleben, und das finden wir in der Odyssee so rein und so traut wie im deutschen Bürgerhause. „Die Dame“ mag das dem Asiaten Unverständlichste am europäischen Geschlechtsleben sein, das Charakteristische ist sie nicht, denn die Ideen und Sitten des französischen Rittertums sind zwar auch in den deutschen Adel, aber nirgends in Europa ins Volk eingedrungen. Erst die heutige Ribelliermaschine hat auch dem Fabrikarbeiter — glücklicherweise noch nicht dem bayerischen Holzknecht — seine Dame beschert. Das Charakteristische Europäische ist das gesunde Verhältnis und die würdige Stellung von Mann, Frau und Kind zueinander im germanischen Hause, das dem schlichten Christen durch das Bild der heiligen Familie im Stalle zu Bethlehem und in der Zimmerwerkstatt zu Nazareth geheiligt wird. Diesem Bilde entspricht zwar das Haus des Odysseus auf Ithaka, nimmermehr aber der irrende Ritter, der zu Ehren seiner Dulcinea auf Abenteuer auszieht. Auch Brunhild und Chriemhild sind keine Damen, sondern Frauen gewesen. Ihr Kulturwert soll damit den beiden Spielarten der europäischen Frau nicht bestritten werden. (Um zwei Nuancen handelt es sich, weil doch die moderne Dame, die wirkliche Dame, etwas ganz anderes ist als ein Ritterliebchen.)

Daß die Perioden der Geschichte, die uns bisher als Weltgeschichte gegolten hat, durch den Wechsel der führenden Völker und ihrer Kulturen gegeneinander abgegrenzt werden, ist richtig; nur möchte ich besonders betont haben, daß die Babylonier, die den Reigen eröffnen, Semiten gewesen sind. Die Semiten gehören also in unseren, nicht in einen der asiatischen Kulturkreise, wie sie ja auch Kaukasier sind, wenngleich dem Blute mehrerer ihrer Stämme das Blut von Schwarzen beigemischt ist und demgemäß die meisten Semiten einzelne Charakterzüge tragen, die sie vom europäisch-asiatischen Typus, nicht zu ihrem Vorteil, auffällig unterscheiden. Der Gegensatz von Weiß und Farbigen ist doch, genau gesehen, der einzige Massenunterschied, der eine tiefe Luft zwischen den Völkern reißt.

Daß Europa seine Herrscherstellung einmal in einem großen Entscheidungskriege gegen Asien zu verteidigen haben werde, ist wohl möglich, aber keineswegs gewiß, und an dem siegreichen Ausgange dieses Kampfes, glaube ich im Gegensatz zu Goldstein, brauchen wir nicht zu zweifeln. Voraussetzung des Sieges ist natürlich die Einigkeit der Europäer — d. h. der Bewohner Mittel- und Westeuropas —, an der aber wird es, darin bin ich wieder mit Goldstein einig, im entscheidenden Augenblick nicht fehlen. Von den Konflikten zwischen den europäischen Großmächten meint er: „eigentlich ist das alles Unsinn“, und ich habe andernorts zu beweisen versucht, daß die Feindschaften zwischen Deutschen, Engländern und Franzosen nicht Interessengegensätzen, sondern kindischen Einbildungen entspringen, und daß die wirtschaftliche Entwicklung den Staatenbund anbahnt, auf den Goldstein hofft. Dagegen halte ich eine gemeinsame Aktion der Asiaten für undenkbar, weil die Japaner, die Chinesen und die Indier — nur diese drei Völker kommen in Betracht — grundverschieden voneinander sind. Und was ihre Europäisierung betrifft: mögen sie uns immerhin alle unsere technischen Künste abgucken, den Geist, der diese Künste erfunden hat, und der fortfahren wird, zu erfinden, können sie uns nicht abzapfen. Die Wurzel unserer hohen materiellen Kultur, unserer Zivilisation, ist idealer Natur; sie ist der eine der drei Triebe der Europäerseele, die zuerst Plato erkannt hat: der Wahrheits- und Forscherdrang. Ein anderer: die Liebe zum Schönen und die Schönheit selbst, macht den Unterschied zwischen Weißen und Farbigen dem Auge deutlich sichtbar. Die Mongolen können es so wenig wie die Neger zur Ästhetik bringen, weil sie keine schönen Gesichter haben. Ginge ihnen die Idee der Schönheit auf, dann würde die Erkenntnis ihrer Unschönheit sie unglücklich machen, niederdrücken und lähmen. Mit der Schönheit steht die Reinheit und Keuschheit in engster Wechselwirkung, und deren Entfaltung ist an die weiße Haut gebunden. Der Schmutz der Chinesen allein schon verbietet, ihre Kultur der unseren gleichwertig zu achten. Mag der dritte Stern des platonischen Dreigestirns, mag Güte und Ge-

rechtigkeit auch ihnen leuchten, für die anderen beiden bleibt ihr Blick verschlossen. Darum ist volles und höchstes Menschentum das Privilegium der weißen Rasse, und kann den Mongolen niemals die Führung in der Weltgeschichte zufallen; ihre Kultur läßt sich nicht in den Gang der Gesamtkulturentwicklung eingliedern, sondern ist, gleich der Neger- und Indianerkultur, eine niedere Form des Menschenlebens, die, dem Drange der Natur nach Mannigfaltigkeit (der Christ spricht: dem Ideenreichtum des Schöpfers) zu genügen, abseits der Kulturentwicklung der vollberechtigten Repräsentanten des Menschentums vegetiert.

Carl Jentsch in Weife

### Neue Lyrik

Volle Töne erklingen in Wahrheit aus dem Buche der **Alberta von Puttkammer** „**Mit vollem Saitenspiel**“ (Schuster und Löffler, Berlin und Leipzig, broschiert 3 M., gebunden 4 M.). Das Pathos bestimmt das Wesen dieser Verse, in denen eine sanfte Freude an hallenden Worten laut wird. Man hört zumeist nur stolze Phrasen, aber nichts Erlebtes, Seelisches, Mitschwingendes. Das beweisen besonders die sogenannten Volkslieder, in welchen alles nur Gebärde ist. Peinlich berührt die häufig wiederkehrende Anmerkung „Preisgekrönt“; die Gedichte sollten für sich selbst wirken. Etwas Erhitztes fiebert durch das ganze Buch; und so viel gute Verse es auch bergen mag, — der letzte Eindruck ist doch ein abwehrender, getrübt.

Weit bedeutender erscheinen mir „**die Lieder der Mona Lisa**“ von **Gisela Gjel** (Georg Müller, München). Hier pulsiert eine wahre, verhaltene Leidenschaft. Gewiß finden sich auch hier einige leere Zeilen und allgemeine Verse, man empfindet aber eine feine lyrische Kultur und eine reine, schöne Hingabe. Mich dünkt zwar, daß die Dichterin erst beginnt, doch dieser Anfang ist voll Verheißung. Wenn sie auch noch keine unmittelbare Wirkung hervorzurufen vermag, man wird doch gezwungen, aufzuhorchen und ist voll Erwartung und Sehnsucht nach Wechsel und Wachstum.

Von den drei Frauenbüchern, die mir vorliegen, ist das der **Grifa von Waddorf-**

**Wachoff** das reichste und schönste. Es betitelt sich „**Das Jahr**“ (Gust. Kiepenheuer in Weimar, geb. 3 M.) und durchmischt den Wechsel von Winter zu Winter. Das schmale, luxuriös gedruckte Heft fesselt, wo immer man es aufschlägt. Auch in den schwächeren Gedichten glänzt irgend ein gut geschautes Bild auf; vor allem aber ist das Liedhafte dieser Verse erquickend und rein gelungen. Es gibt Stücke wie „**Blauer Tag**“, „**Im kalten April**“, „**Die alten Häuser**“, „**Doch was wir selber uns gewesen**“, „**Septemberabend**“, „**Sammlung**“, „**Vogelbeeren**“, „**Die Sonne kam noch einmal**“, „**Rückblick**“, die durchaus eine Berufene dartun. Das letzte der Gedichte, „**Von Wandlung zu Wandlung**“, möge als Beweis hier abgedruckt werden:

Hat alles nicht ein Leichtes und ein Schweres?

Ein Wort der Freiheit und ein Wort der Pflicht?

Die Wasser steigen auf vom Grund des Meeres

Und heben sich als Wolken nach dem Licht.

Wir gehen durch Erdulden und durch Handeln

In stetigem Verändertsein umher.

Höhen und Tiefen wollen ein Verwandeln.

Die Wolken weinen sich zurück ins Meer.

Von dieser vornehmen Künstlerin wird noch viel Reiches zu erhoffen sein, wenn sie die Grenzen ihrer feinen Begabung beständig erweitert und hinausstreitet in die Tiefen des großen, ewig neuen Lebens und aus ihm Erkenntnis und Erschütterung erfährt.

Die „**Sonette**“ von **Albert S. Kaufsch** (Egon Fleischel & Co., Berlin, 3 M.) bedeuten für den Leser eine gewisse Anstrengung. Der Zwang der beständig wiederkehrenden Form bedingt eine Ermüdung und Mühe, der man gelegentlich zu unterliegen in Gefahr ist. Langsam will das schön ausgestattete Heft genossen sein. Dann aber erkennt man, daß hier ein Dichter geformt hat, daß ein Scher am Werke war. Kraft und Anschaulichkeit des Ausdrucks paaren sich mit dem Ringen und Sehnen eines abseitigen Empfindens, das sich frei weiß von niederem Begehren,

das in der Stille den Weg zu sich selber sucht:

Wir konnten nie das wehe Volk ertragen  
Und gingen abseits, wenn sein Jubel kam.

Je tiefer und ruhiger man in des Dichters Art eingeht, um so reiner erkennt man seine edle Kunst, die freilich niemals auf allgemeine Wirkung wird rechnen können. Aber darin liegt für jeden Kundigen nur ein Lob und Verdienst beschlossen. Ein gesammeltes, reifes Buch, wenn auch kein starkes.

„Gewalten“ heißt ein Balladenbuch von **Franz Theodor Esfor** (Axel Juncker, Berlin-Charlottenburg, 2,50 M.). Es ist darin viel stürmende, gärende, ausholende Jugend. Darum erscheint mir auch der Titel etwas verfrüht. Nicht Gewalten bestimmen und meißeln die Verse; sondern Ungeßüm wirkt sie keck auf das Papier. Aber gerade diese Frische berührt wohlthuend und verheißungsvoll. Noch zerflattern viele Bilder und lassen die Prägung vermissen; aber manche packende Strophen zeigen eine werdende Kraft und verkümmern sich nicht leicht aus dem Gedächtnis.

„Krieg!“ Es springt über Büchel und Berge,

Straßen funkeln in Wehr und Wacht;  
Zagende Hände zupfen am Werge,  
Felder harren wie lauernde Särge,  
Brände gießen Blut in die Nacht.

Die Pest zieht ins Land:

Nach Straßburg kam der schwarze Tod  
vom Hansameer den Rhein herab;  
wie Würmer kroch er in das Brot  
und zog den Trunk dem Becher ab;  
an die er rührte, fielen um  
und wurden blau und waren stumm.

Karl Stuart harret auf die Hinrichtung:

Er kniete hin und küßte sein Schaffot,  
gleich einer Schönen, die er überwunden.

Manche Balladen geben zuviel Schilderung, zu wenig Anschauung, Bewegtheit („Die Weinsberger Hag“); auch provinzielle Ausdrücke werden etwas sorglos eingewoben, ohne sich rechtfertigen zu lassen. Jedenfalls erweckt dieser Anfang Verlangen nach dem Kommenden, dem nur mehr Reife, Zusammenfassung zu wünschen ist. Ballade ist nicht Darstellung, sondern Konzentration; hier gilt nicht das große, sondern das starke Wort.

Sehr ungleichmäßig berührte mich das Buch von **Otto Piel** „Freundliches Erleben“ (Axel Juncker, Berlin-Charlottenburg, 2 M.). Ziemlich sorglos sind die Gedichte geformt, sie wiegen nicht schwer, verraten aber doch hin und wieder eine gewisse Eigenart, zu welcher sich der Verfasser nicht völlig durchgerungen hat. Die Beobachtungen werden in Versen gleichsam nur registriert, ohne in des Dichters Tiefe eingedrungen zu sein oder seine Art widerzuspiegeln („Sonntagsummel in der Kleinstadt“, „Trüber Sonntag“, „Einmarsch in die Stadt“). Man findet viel gut gesehene Einzelheiten, die sich noch nicht zum Ganzen runden. Wo es aber gelungen ist, da sind einige frische, feine Stücke entstanden, wie „Der Posten vor dem Gefängnis“, „Der Städter im Dorfe“. Die stillen Naturbilder und schlichten Lieder muteten mich am erfreulichsten an („Fern von ihr“, „Wandlung“, „Der Spaziergang“, „Frühling“); hier wird der Weg sein, welchen **Otto Piel** verfolgen muß.

Viel Schönes fand ich bei **Anton Wildgans**, dessen „Herbstfrühling“ wirklich Beachtung verdient (Axel Juncker, br. 3 M., geb. 4 M.). Seine Verse sind voll Melodie, die sich sanft ins Ohr schmeichelt. Aber nirgends will er äußerliche Klangwirkungen, leeres Wortgeprunt. Er versucht vielmehr, unrißklare Bilder zu zeichnen und Gestalten zu schaffen. „Die Frau des Alternden“ geht leisen Seelenregungen nach; „Die Lahmen“, „Lastenstrafe“, „Dirnen“ rühren an soziale Probleme, die ohne innere Wucht, aber mit gutem Verstehen dargetan werden. Reicher, ausgeglichener sind die rein lyrischen Stimmungen: „Herbstfrühling“, „Verlorene Stunden“, „Das ist die Dämmerung“. Das ehrliche, treue Ringen, das in diesen Versen offenbar wird, läßt uns auch schrille Töne, wie „Kind der Liebe“, „Letzter Wille“ ernst nehmen; doch glaube ich, daß gerade das Behaltene, Stille das Wesen dieses feinen Dichters bestimmt. Er kennt selbst die Grenzen seiner Begabung:

Sein Wunsch war stärker noch als seine Kraft,  
Tiefer sein Wort als seine Leidenschaft. —

Alle Bücher, die ich bisher nannte — und ich wählte aus dem mir zur Verfügung gestellten Material nur das Wichtigste, Wür-

digste —, gaben im einzelnen manches Lobenswerte und Schöne; wenn man aber neue, unerblickbar starke Töne suchte, so fand man nur (stofflich) Gewohntes, freilich immer neu geworden durch die Individualität des Schaffenden. Und so gern man Ludwig Richters keusche, heimelige Kunst an stillen Abenden auf sich wirken läßt, so darf man doch nie vergessen, daß Menzels „Eisenwalzwerk“ unserm heutigen Leben reichern und kräftigern Ausdruck verleiht. Denn es gilt überall — auch in der Kunst —, vorwärts zu schauen, die Formel zu finden für die immer fortschreitende Entwicklung in Kultur und Zivilisation. Was der Künstler gestaltet, wird ein Neues und geht über in den Besitz der genießenden Menge. Er ist der Entdecker. Sein Leben fließt geheimnisvoll hinüber in der Dinge letzte Möglichkeiten. Und es geschieht das Wunderbare: er bildet sie für alle übrigen, die sie noch nicht kennen und begreifen. Der Künstler — das ist seines Wesens innerste Bestimmung — schafft immer nur sich selbst! Und indem er sein Werk so menschlich, mit persönlicher Hingabe erfüllt, macht er es auch den Vielen verständlich, denen nur das Menschliche klar und deutlich ist. Er ist der Mittler, das Medium; durch ihn lernen die Blinden sehen und die Tauben hören . . . Die Eisenbahn, der man einst die Schändung der Landschaft zum Vorwurf machte, ist längst in ihrer Bedeutung für Malerei und Poesie erkannt worden. Und so lieb und traut uns Eichendorffs waldfrische Lieder auch in die Seele klingen, Verhaerens kantige Verse, seine rauschenden Hymnen bedeuten uns mehr für den Fortschritt; sie sind ein Sieg des modernen Europäers über das vielgestaltige, wechselnde harte Leben unserer Tage. Und so wurde auch die Form eine andere. Man begann, dem immanenten Rhythmus der Dinge zu lauschen. Die Verse waren nicht mehr gebannt und gezwungen in hergebrachte Formen; man ließ sie sich selbst gestalten, man horchte auf ihre natürliche Gesetzmäßigkeit. Die sogenannten freien Rhythmen gewannen Bedeutung und Anerkennung. Darin liegt nun keineswegs Nachlässigkeit, wie manche noch zu glauben geneigt sind, sondern innere Nötigung, künstlerischer Zwang.

Ernst Lissauer gehört zu jenen, welche dieses Neue in ihrem Werke nachhaltig und kräftig betonen. Er begann mit dem schmalen Buche „Der Acker“ (Eugen Diederichs, Jena, br. 2 M., geb. 3 M.). Hier ist noch alles knapp, energisch zusammengefaßt. Es herrscht die Neigung zum Epigrammatischen. Klar, fest, sicher wird hier gezeichnet. Diese Einfachheit aber ist ohne jede Pose und Aufdringlichkeit. Die Erde gilt als das Symbol; Arbeit, Schollenbruch wird mit bildhafter Inbrunst gefeiert. Allen Dingen sieht der Dichter ruhigen Auges ins Gesicht. Da sind zwei kurze Strophen, „Brot“ betitelt:

Auf meinem Tische steht ein Brot,  
Wie rote Erde breit und rot.

Breit, rot; rot, breit.  
Festgewordene Erntezeit.

Das ist das Äußerste an Konzentration; einen Schritt weiter, und man ist beim lyrischen Telegramm angelangt. „Geleit“, „Jubel“, „Glück ist ein Feuer“, „Herbst“ sind Impressionen voll innerer Kraft, alle nur wenige knappe Zeilen umfassend. Gesund und stark mutet uns dieser Dichter an. Auch liebhafte Klänge sind ihm gelungen: „Saat der Seele“, „Sommernachmittag“, „Mückweg“, „Turmuhren“. — Zu achtunggebietender Höhe aber erhob er sich in dem folgenden Buche „Der Strom“ (Ders. Verlag, br. 2.50 M., geb. 3.50 M.). Er hatte wohl erkannt, daß seine Art leicht zur Manier ausarten könnte. Und er rang nach Größerem. Gab er früher Radierungen, so malt er jetzt in hellen, breiten Farben. Es wäre müßig, einen ausführlichen Vergleich mit Verhaeren zu ziehen. Ist des Belgiers Dichtung auch umfassender, ekstatischer, hymnischer, so ist Lissauer realer, sachlicher. Es ist in der Tat erstaunlich, zu welcher Weite er sich emporgeschwungen hat. Hier eben ist der freie Vers mit Recht, aus Nötigung angewendet. Wo immer man dieses Gedichtheft aufschlägt, überall erstaunt man, überall ist man gefesselt. Die Uhren, die Ampeln, die Wäcker, die Türen, die Balkons, die Glocken — alle finden sie Deutung, alle offenbaren sie echt dichterische Momente. Da ist ein kurzes Gedicht „Ferngespräch“:

Und es geschah, daß meine Stimme den  
Raum zerbrach  
Und laut zu dir durch die Länder sprach.  
Über Stunden  
Erde waren wir aneinander gebunden.  
Getragen von fliegenden Funken, in  
zuckendem Fall,  
Segen sprach mein Wort auf dein Haupt  
durch das All.

Wie stärkt dieses Kraftgefühl, das dem modernen Leben Gelassenheit entgegenbringt, das sich nicht verwirren läßt, sondern sich an ihm stählt, an ihm wächst! Und solche Kunst wurzelt doch in der Einsamkeit, in welcher all die wechselnden Erscheinungen in eine ruhige Einheit verschmelzen und sich langsam, sicher gestalten können.

Selten nur verliert sich der Dichter einmal in zuviel Worte (wie in den Hymnen an Beethoven, Bach, Bruckner), aber auch da bleibt stets ein plastisches Bild zurück, irgendeine zusammenfassende, wundervoll kräftige Zeile. Wie ein Ahrenfeld im Sommerleuchten wagt, schwer von Segen, so ist auch dieses Buch reif und voll Sonne. Lissauer ist eine neue, seltene Hoffnung. Sein Spruch „Vertrauen“ gilt auch ihm selbst als Lob und Mahnung:

Und eins ist not: sei gläubig! Spende  
Dich dem Geschick wie ein Segel dem  
Reisewind!

Fürchte nicht fremde Gelände!

Sei deiner Zukunft gläubig, wie ein Strom  
dem Meer, in das er rinnt! —

Ein anderer ist **Wilhelm von Scholz**. Er ist ein Grübler, ein Hieronymus. Die „**Neuen Gedichte**“ (Georg Müller, München) schließen sich unmittelbar seinem früheren Werkbände „**Der Spiegel**“ an. Seine Lyrik schwebt nicht wie Wolken und Winde, sie gleicht einem dunklen, einsamen, schattenden Baume, dessen Zweige ahnungsreiche Melodien rauschen. Sie ist schwer, ein wenig hart und streng mitunter (in der Form). Aber doch wieder umfängt uns ein sanftes Däm-

merlicht, alle Dinge verlieren die schroffen Ecken und zerfließen zu weichen Gebilden. Ein echt deutscher, mittelalterlich mystischer Pantheismus raunt in den Versen, die manchmal noch etwas von der chaotischen Fülle der Inbrunst in sich tragen, aus welcher sie sich emporgerungen haben.

Wir alle sind in uns allein.

In schwerelosem ewigem Falle  
gleiten wir in uns selbst hinein  
wie in die Nacht. Wir sinken alle  
zur selben Tiefe ohne Ziel.

Wird es ein Ruhm, ein Sichbesinnen?  
Im Blick zurück, woher die Seele fiel,  
ist neuen Fallens unerklärt Beginnen.

Überall ein Sehnen, Ringen. Die Sprache sucht nach äquivalenten Lauten; bezeichnend dünken mich die doppelten Adjektiva: hauchfühl, rauchdunkel, abendbraun, raumgrau. Es ist ein bitterernstes Buch voll inneren Gleichgewichts. Die Visionen des Dichters (man darf gerade bei Scholz dieses Wort nennen) sind gebannt und geformt, und man fühlt es, wie tief diese Verse die Eigenart ihres Schöpfers offenbaren. Unverkümmerte Bilder werden mit grandioser Einfachheit gemalt. Ein Blinder lauscht den Schritten eines Vorübergehenden:

Mißtrauisch spähte sein Hinterkopf  
statt des erloschenen Gesichts.

„Die Dämmerung“ wird so erlebt:

Zwischen den Dächern dunkelt das Blau  
über Firste, Dachrinnen, Essen  
windstill hin. Vom Licht schon vergessen  
ist der Gasse steinernes Grau.

Doch im Torbunkel stehn helle Frauen,  
Frauen lehnen aus Fenstertiefe heraus.  
Heimkehrende bringen das Ergrauen  
des Lands. Da schwinden sie Haus für  
Haus. —

Scholz beweist mit diesem neuen Buche  
das alte Hamletwort: *Reisfein ist alles!*

Ernst Ludwig Schellenberg in Weimar

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.  
Verantwortlich: der Herausgeber George Celnow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.  
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 8630, des Verlags: Amt Bügow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.